

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Duffe.
(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

In seinem Gesicht standen die Flecken. Ein jäher Strahl brach aus seinen Augen. Man hörte den Atem und die Stille. Blutrot, zitternd, hatte sich auch Hanna von Grafnick erhoben. Sie war zitternd ein paar Schritte zurückgetreten. Mit der Hand stützte sie sich auf den Tisch.

„Das habe ich Ihrem Vater gesagt.“ begann er nach einer Pause schwer von neuem. „Und er hat mir geantwortet, daß er nichts dawider haben wolle, wenn Sie das Ja sagten! Hanna! wenn ich noch lange reden müßte, daß ich Sie mit der Liebe lieb habe, die den Menschen wie ein Sturm packt und nicht losläßt, dann wäre es schlimm für mich. Das weiß jedes Weib, und die Leidenschaftsschauer, die uns durchschüttern, schlagen auch hinüber, werden auch empfunden von dem Weibe, das wir begehren.“

Sie fühlte, daß er recht hatte, fühlte, wie es durch sie hindurchging. Sie wollte ihm sagen, daß er schweigen, daß er nicht weiterreden solle, aber sie brachte kaum ein abwehrendes „Nein!“ über die Lippen.

Als er nähertrat, wich sie noch einen Schritt zurück.

„Man sagt von uns Polen.“ redete er mit verhaltener Laut weiter, „daß wir leidenschaftlicher sind als die Deutschen. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß Sie mein Weib werden sollen, Hanna, daß Sie mir das Jawort geben müssen. Ich war ein Narr, der in Paris vor schönen Frauen das Knie bog und unglücklich war, als er in die Heimat zurück mußte. Und in der Heimat fand ich Sie, die schönere ist als alle da draußen. Wenn Sie mich fortschicken, ich weiß nicht, was ich tue. Ein einziges Wort nur, und mein Leben hat nur noch einen Zweck: Sie glücklich zu machen. Sprechen Sie das Wort aus, geben Sie mir die Hand, sagen Sie, daß mein Haus bald eine junge Herrin haben soll, vertrauen Sie Ihr Glück und Leben einem Menschen an, der es fest und selig behüten will! Warum reden Sie nicht? Warum zittern Sie denn so?“

Er brach kurz ab. Wer er breitete wild die Arme aus: „Hanna!“

Es war ein Aufschrei. Und wie ein feuriger Mantel umgab sie der jähe Ausbruch seiner Leidenschaft. Wäre er jetzt auf sie zugesprungen, sie hätte sich nicht viel wehren können. Als hätte er sie niedergerungen, fühlte sie, wie ihre Knie wankten, wie es heiß über sie hinlief.

Liebte sie ihn denn? War's nur die suggestiv Kraft, die von seiner Leidenschaft ausging, die auch ihr das Blut schneller durch die Adern trieb? Miß der Sturm auch sie mit? Und immer von neuem: Liebte sie ihn denn? Noch immer hatte er die Arme ausgebreitet, die wild und wartend sich bogen, als wollten sie sie umklammern und nicht mehr freilassen.

Als müsse sie einen Schutz haben, hatte sie sich immer fester an den Tisch gedrängt.

„Ich will nicht.“ ließ sie hervor, „ich will nicht, daß Sie so reden!“

„Ich liebe Sie, Hanna!“

Der leuchtende Mennewar wieder allein im Gemach. Dann sanken seine Arme. Wie eine Ermüdung kam es über ihn.

„Und nun geben Sie mir Ihre Antwort!“

Es war, als ob bei dem stilleren und matteren Klang dieser Worte ein lähmender Bann von ihr wiche. Sie richtete sich höher auf; sie zitterte nicht mehr. Blutrot blieb aber ihr Gesicht.

„Ich kann Ihnen keine Antwort geben!“ sprach sie leise.

„Und warum nicht?“

„Weil ich ja auf das alles nicht gefaßt war!“

„D.“ — er schüttelte das Haupt — „Sie müßten kein Weib sein, wenn Sie nicht längst gewußt hätten, wie es steht. Sie müßten kein Weib sein, wenn Sie halb unbewußt sich nicht schon mit dem Gedanken beschäftigt hätten: Was Sie antworten werden, wenn diese Frage einst an Sie gerichtet wird.“

Ein leises Zucken. Hanna von Grafnick hatte an den Tag gedacht, als Versen und sie allein vor dem gedeckten Frühstückstisch gestanden. Und mit einem Male war es ihr, als stünde neben dem Grafen ein anderer: kerngerade, ein preußischer Offizier, und sehe sie ernst und totenblau an. Einer, der nie so von wilder Leidenschaft gerüttelt und geschüttelt sein mochte: Versen!

Während der Werbung des Grafen ward Hannas Auge groß und ängstlich. Sie hörte wieder die herben Worte Versens, in denen die Angst, in denen tiefe Schen zitterte. Wie lauteten sie gleich? Ob sie um eines Polen willen, der reich, vornehm, interessant sei, alles opfern könnte, ihre Nationalität, ihre Muttersprache; ob sie sich ganz lösen könne und wolle aus dem Volke, dem ihre Familie seit Jahrhunderten angehöre?

Und wie hatte sie diese Frage beantwortet?

„Ich glaube nicht.“ hatte sie gesagt.

Als stände Versen vor ihr, als wartete er noch einmal auf dieselbe Entgegnung, sah sie an dem Grafen vorbei. Und als spräche es ihr jemand vor, und sie brauchte es nur nachzureden, begann sie zögernd erst, dann fester: „Ich brauche Ihnen nicht zu versichern, Herr Graf, daß ich ganz den Umfang Ihrer Worte empfinde und sie zu schätzen weiß. Ich möchte wohl, daß Sie mir das glauben. Und daß ich Sie ganz davon überzeugen könnte, wie gern wir Sie hier sehen. Was ich sonst sagen kann, es ist wirklich trotz allem so überraschend, und ich bitte Sie: erlassen Sie mir die Antwort! Ich könnte heute weder Ja noch Nein sagen. Das müssen Sie doch verstehen: man ist doch verwirrt. Vielleicht kann ich Ihnen später eine bestimmte Antwort geben. Es ist doch der größte Entschluß des Lebens. Und gerade in diesem Falle, da ist doch das doppelt schwer!“

„Und weshalb?“ fragte er kurz. Die Stimme schien unheimlich ruhig.

Sie atmete schnell ein paarmal. Und als wolle sie sich selbst den Rückzug abschneiden, sagte sie rasch:

„Weil doch so vieles verschieden ist. Sie sind katholisch, ich evangelisch. Und Sie sind ein Pole, ich bin eine Deutsche. Und das sind doch keine Handschuhe, die man nach Belieben an- und ablegt. Das sind doch Eigenschaften, die bleiben und die sich entgegenstellen und die... was rede ich denn noch! Sie müssen mich ja verstehen!“

Zur war, als stünde auch jetzt noch der blaue Dragoner neben dem Grafen, aber nicht mehr totenblau, sondern leuchtenden Auges. Totenblau jedoch war jetzt Napoleon Rutkowski. Das sprach nicht Hanna von Grahnick, das sprach ein anderer aus ihr; wie der Blitz durchzuckte ihn diese Ahnung und schüttelte ihn. O, er kannte den andern wohl!

Ruhe! schrie es in ihm, nur jetzt ruhig sein! Alle Willenskraft nahm er zusammen und setzte sie dafür ein. Jedes Wort, das er sprach, war still, aber jedes durchzittert von Angst und Leidenschaft.

„Ich verstehe Sie nicht mehr! Was sind die Schranken der verschiedenen Religion, der verschiedenen Nationalität gegen solche Liebe? So viel wie Spinnewebe gegen den Sturm! Der Sturm bläst sie weg! Fühlen Sie denn das nicht? Was soll denn da noch Wägen und Ueberlegen? Wie kann denn das Ihre Antwort bestimmen? Mein Gott, so reden Sie doch!“

Sie schluckte. „Es sind doch große Bedenken!“

„Und deshalb,“ fuhr er auf, „wollen Sie Bedenkzeit! Deshalb soll ich mich gedulden und soll warten! Deshalb mich verzehren in Ungewißheit, bis dann, später, doch vielleicht ein „Nein!“ erfolgt! Das können Sie nicht wollen, das dürfen Sie nicht! Sagen Sie mir, daß ich warten soll, aber sagen Sie mir auch, daß diese Hand, die Sie mir heute noch verweigern, in dieser Wartezeit sich keinem andern gibt, daß sie einst sich bindend in die meine legt!“

Hanna von Grahnick hob das Haupt. „Wenn ich das vorher bestimmen könnte, brauchte es keine Frist. Dann könnte ich mich schon heute entscheiden.“

„Und ich muß die Entscheidung hören!“ brach es heraus aus ihm. „Warum sagen Sie nicht ein volles Ja? Warum bläst kein Sturm dieses Spinnewebe fort? Sie müssen mir antworten — ich weiche nicht eher, als bis ich Ihre Antwort habe!“

Unwillig zogen sich ihre Brauen zusammen. „Und wenn ich die Antwort verweigere?“

Da hielt es ihn nicht mehr. Er vergaß, vor wem er stand.

„Ich will es aber,“ stieß er wild hervor. „Und wenn ich's erzwingen sollte —“

„Herr Graf,“ unterbrach sie ihn jäh. Sie stand hoch aufgerichtet. Das Blut warf sich nach dem Haupte.

Seine Augen glühten. Wie ein Fieber packte es ihn. Und in Hohn, daß, Leidenschaft schrie er: „Also doch wahr, also doch der Narr! O, ich weiß, wer dahintersteckt, wer aus alledem spricht! Und wenn man auch nur Pole ist, und kein Dragonerleutnant —“

Kurz brach er ab. Hanna hatte sich gewandt und ging nach der Tür. Dort sagte sie kühl: „Sie wollten eine Antwort hören, Herr Graf. Nun wohl: sie heißt Nein! Ich muß bedauern!“

Keine Wimper zuckte an ihr. Es war die kühle, stolze Schönheit, die da sprach, gerade jene kühle Schönheit, die ihn so bestrahlt hatte.

„Hanna!“ schrie er auf. Aber die Tür schloß sich. Er war im Zimmer allein. Einen Augenblick blieb er regungslos. Dann taumelte er mit rauhem, dumpfem Laut zurück. Seine Hände ballten sich zusammen, daß die Nägel ins Fleisch drangen. War denn das möglich? Hatte sie wirklich Nein gesagt? Und er war zurückgewiesen? Er verachtete um eines harmlosen Leutnants willen? Und woran stieß sie sich? An der Nationalität? Er lachte auf, kurz, grell. Und ein wahnwitziger Haß, der allgewaltige Hochmut, der in ihm schlief, stieg empor und überschwoll alles andere. Wie eine Vernichtungswut war es: er hätte gleich Simson die Pfeiler stürzen und alles Leben unter den Trümmern begraben mögen. Er hätte aufschreien mögen, daß alle es hörten, er hätte den roten Brand in die Häuser aller Deutschen werfen mögen, daß sie gleich Nachfaden, die er seinem Schmerz und Stolz entzündet, zum Himmel lohten.

Was in Sekunden in wilder Jagd durch seinen Kopf

brauste — er verstand es kaum. Aber über die Wut und den Schmerz, über Liebe und gekränkten Stolz, über Haß und Hohn erhob sich das blinde Verlangen nach Rache!

Er stürzte hinaus. Im halboffenen Stall polterte der Baron. In derselben deutschen Sprache, in der eben Hanna sich ihm verweigert hatte. Noch führte der Journal den Gaul herum. Er riß ihm die Bügel aus der Hand. Mit einem Schwunge saß er im Sattel. Und er stieß dem Pferde die Sporen in den Leib, daß es schmerzgepeiniget in die Höhe stieg, als wollte es sich überschlagen, und dann in wildem Galopp durchs Tor schoß. Immer stärker hatte den Grafen wie ein fressendes Fieber die Wut gepackt. Immer schneller brauste der Gaul dahin. Durch die Kirchallee auf die Chaussee und dort weiter in Karriere durchs Dorf.

Plötzlich ein Klirren, das Pferd rutschte, um ein Haar wäre es gestürzt, das Eisen, das locher war, hatte sich ganz gelöst. Fluchend sprang er ab, nahm es auf. Drüben war die Schmiede. Klirr und Klirr tönten die Schläge. Den Gaul am Bügel, ging Napoleon Rutkowski bis vor die Tür.

„Geda, Meister, Arbeit für Euch! Aber es muß schnell gehen!“

Michael Waszkowicz hörte die heisere, noch immer von der gewaltigen Erregung zeugende Stimme. Den schweren Hammer in der Faust, trat er ins Freie.

„Der Gaul hat ein Eisen verloren. Beschlagt ihn, Meister, aber spaltet Euch, denn ich habe Eile.“

Prüfend musterte ihn der Schmied. Sein Gesicht ward finster.

„Se, wird's bald?“

Die Hünengestalt streckte sich. „Da wird Graf Rutkowski schon nach Muchocin gehen oder sich von seinen deutschen Freunden ein anderes Reitpferd geben lassen müssen!“

Trozig wandte Michael Waszkowicz ihm den Rücken. „Teufel, was heißt das?“ brauste der Graf auf.

„Daß ich nicht für Euch arbeite!“ erwiderte der Schmied hart.

Die Augen Napoleons begannen zu glühen. „Und warum nicht, Mann?“

„Das fragt Ihr noch, Herr? Ich denke, man kennt die Ansichten von Michael Waszkowicz in der ganzen Gegend! Und Eure, Herr, kennt man auch! Ich bin ein armer Schlucker, und Ihr seid ein reicher und vornehmer Mann. Aber eher soll mir diese Hand verdorren, und ich will betteln gehen, ehe ich für einen arbeite, der sein Volk verläßt. Was Ihr haßt, liebe ich, und was Ihr liebt, hasse ich. Das gibt keinen Reim zusammen! Geht zu Euren Freunden aufs Schloß, die meinen Sohn zum Krüppel gemacht — wer der Deutsche heißt, soll sich auch von Deutschen helfen lassen. In meiner Schmiede ist kein Raum für Euch!“

Mit wenigen Schritten stand er am Anboß. Ein wilder Hammerschlag sauste nieder.

„Das für den Baron, unsern Herrn! Das — ein zweiter Schlag! — für die russischen Bluthunde über der Grenze!“ Klirr, sauste der Dritte! „Und das den verdammten Deutschen, die ihnen helfen!“

„Michael Waszkowicz!“ tönte die Stimme des Grafen. Der wilde Ruf drang durch die Schläge des Hammers.

„Seid Ihr noch immer hier?“

„Michael Waszkowicz, ich sage Euch, Ihr könnt ruhig für mich arbeiten!“

Mit starrem Gesicht wandte sich der Schmied. Mit starren Augen sah er in die des Grafen, der, den Bügel des Gauls um die linke Hand geschwungen, an der Schwelle der Schmiede stand und den Blick des Meisters aushielt. Langsam trat Michael Waszkowicz zwei Schritt näher. Die Faust unkrampfste den Hammergriff, als wollte er ihn heben.

„Wenn Ihr spotten wollt, Herr, so wahr mir Gott helfe, ich rat's Euch nicht!“

„Ich spotte nicht, Mann! Ihr haßt die Deutschen, Ihr haßt die Russen, Ihr haßt die da drüben im Schloß?“

„Wie die Sünde, Herr! Und tausendmal: Wie die Sünde! Nun könnt Ihr hingehen und mich verklagen!“

Wid sah der Graf ihn an. „Meister! Und wenn Euer Haß groß ist wie der Himmel, ich kenne einen, der größer ist. Und der sitzt hier! Beschlagt mein Pferd, Ihr dürft es!“

Die Hünengestalt taumelte. Der Hammer fiel aus der Faust, klirrte zu Boden.

„Herr, und ich kann Euch glauben? Herr, Herr, ich glaube Euch! So könntet Ihr nicht reden! O Herr, Herr!“

Die mächtige Brust spannte sich, als wollte sie den Kettel sprengen; unter den buschigen Brauen glomm es auf.

„Ich frage Euch nicht weshalb und warum! Das ist Eure Sache, nicht meine. Wer ich werde Euch segnen mein Lebtag, wenn Ihr mir das eine sagt: Wann, Euer Gnaden, wird der Tag kommen, da Polen frei wird? Euer Gnaden, ich fleh' Euch an.“

„Geht an die Arbeit, Michael Laszkowicz! Ihr fragt zu viel. Wer er wird kommen!“

„Hopla, Euer Gnaden, das Wort macht jung! Und ich soll dabei sein, gebt mir das Eisen, Herr! Der Schmied von Nasgora bückt sich nicht, aber für das Wort könnte ich Euch die Hand küssen!“

Er schürte das Feuer und machte sich an die Arbeit. Finster sah der Graf in die Flammen. Finster hielt er den unruhigen Gaul, als das Eisen angelegt wurde.

„So kann ich mich auf Euch verlassen, Michael Laszkowicz?“

„Meiner Treu!“ lachte der, „in Stücke lasse ich mich hacken, wenn die Sache so steht. Das ist ein Feiertag, wie meines Vaters Sohn nicht viele erlebt hat. Wenn Ihr mich braucht, Herr, so schickt nach mir! Ob die Schmiede bis oben voll Arbeit liegt, ich lasse das Feuer ausgehen und komme!“

„Gut, gut! Ich könnte Euch wirklich noch gebrauchen. Hier habt Ihr den Lohn! Lebt wohl!“

Er gab ihm eine größere Münze hin und schwang sich aufs Pferd.

„Was zu viel ist,“ sagte er, als Michael Laszkowicz mit finsternen Augen darauf hinsah, „gebt's, wem Ihr wollt!“

„Das Ganze, Herr! Ich weiß, wer es brauchen kann, Wenzel Pollak, der Scherenschleifer, für unsere Freunde drüben!“

Über schon galoppierte Napoleon Rutkowski davon. Der Wind piff, manchmal nahm er ihm fast den Atem, was tat's! Rache für diese Stunde, mehr wußte er nicht.

Er war noch nicht weit von Nasgora entfernt, als ihm ein anderer Reiter entgegenkam. Er erkannte ihn erst, als jener grüßend das Pferd parierte. Mit einem Blick hatte Kasimir Kozonka das Gesicht des Grafen geprüft.

„Mit Ihrer gütigen Erlaubnis, ich ließ mir den Gaul fatten. Die 24 Stunden sind bald um!“

„Und welcher Teufel führt Sie hierher?“

„Der Zufall, ein kleiner Spazierritt!“

„Um! Dann kann ich Ihnen die Antwort geben, die ich Ihnen versprach.“

Er hob sich im Sattel: „Hier, meine Hand. Ich bin der Ihre! Melden Sie das der Nationalregierung!“

(Fortsetzung folgt.)

Wie der Hansjörg einen Blick in die Zukunft tat

Skizze von Gisella Kab (Brag).

Wenn nur die Frau ordentlich eingekascht hat!“ brummte der Hansjörg vor sich hin; und beruhigte sich gleich darauf: „Sie wird ja wohl! Tüchchen tut sie und dem Menschen ordentlich ins Gesicht sehen, das kann sie auch nicht. Aber sonst ist sie ein tätiges Weib. Der kleine Spitzhirn, ihre Jeanne, geht immer so sauber herum — es dürfte Friede sein und alles in schönster Ordnung!“

Der Hansjörg, ober wie er in der Stammtrolche geführt wurde, der Gefreite Johann Georg Sorge, klopfte seine Weife aus und machte sich auf den Heimweg. Der heutige Nachmittag war freigegeben worden, was hier, so weit hinter der Front, ganz leicht anging. Die Kameraden nützte die Ruhe, um großartige Vorbereitungen für den Soldaten zu treffen. Punsch, Bleigießen und allerlei heitere Ueberraschungen waren vorgesehen. Man munkelte sogar von „einem Blick in die Zukunft“ und tat gewaltig geheimnisvoll damit. Hansjörg aber wollte einmal in Ruhe in dem Buche lesen, das ihm am heiligen Abend zugefallen war. Ein Märchenbuch — niemand hat es gemocht, nur der Gefreite griff häufig danach. Märchen gingen ihm über alles.

Wenn man sonst Tag für Tag und Nacht für Nacht in überheizten Räumen jedem Wink des anspruchsvollen Publikums zu Diensten sein muß, dann sehnt man sich nach reinerer Luft. Weiß Gott, Hansjörg hatte es als Oberkellner nicht immer leicht gehabt! Trotz seiner „Konditionen“ in erstklassigen Hotels! Man legte ja einen häßlichen Bogen zurück und das „adelose Französische“, welches ihm jedes Zeugnis bekohnte, tat hier draußen auch guten Dienst. Wer Hansjörg lobte sich doch den selbstgekauften Rock, die berben Stiefel; die Gefreidenbüchse nicht zu vergessen. Hier diente man Kaiser und Reich, nicht müßigen Lanten. Und war die Arbeit getan — ach, der heutige Nachmittag sollte schon behaglich werden! Wenn nur die Frau ordentlich eingekascht hatte!

Frau Leroux war keine angenehme Wirtin, die Kameraden hatten es alle besser getroffen. Trotz ihrer mangelnden Sprachkenntnisse. Aber was mußte Hansjörg sein fliegendes Französisch,

wenn die Frau doch nicht antwortete. Sie gab sich stets mühsam, verdrossen und hütete sogar ihre kleine Jeanne vor dem kühnen lieben Manne. Als hätte der dem neuen Dingelchen Schaden tun wollen! Daß die Mutter gar keine Annäherung an das Kind litt! Hansjörg hätte sich gar zu gerne mit ihm befaßt.

Der „Herr Ober“ war wenig mit Kindern in Berührung gekommen, hatte ein richtiges Heim kaum je gekannt. Früh verwais, von einem braven, aber schrullenhaften Onkel erzogen, war ihm der Eintritt ins praktische Leben fast Erlösung gewesen, Strebsam und ehegeizig, hatte er sich Schritt für Schritt herausgearbeitet, jeden Groschen dreimal umgedreht, immer nur das Endziel vor Augen — eine kleine Pachtung zuerst, dann eine größere, endlich den eigenen Besitz, das erstklassige Hotel.

Nun, mit den Fremdwörtern war es wohl jetzt alle. Es würdy nach dem Frieden ein gutgehender Gasthof werden. Aber so etwas wie ein Ideal begt auch der praktischste Mensch in der innersten Herzkammer; für Hansjörg war es ein behagliches Heim, ein paar nette Kinder — die notwendig dazu gehörende Frau dünkte ihm weniger wichtig — und ein hellodernes Feuer, an dem er abends in Hausjoppe und Schuhen sitzen und seinen kleinen Märchen erzählen konnte.

Ein kleiner Teil dieses rosigen Zukunftstraumes sollte heute in Erfüllung gehen. Zwar die netten Kinder fehlten noch; mit Joppe und warmem Schuhwerk sah es auch windig aus. Aber das Märchenbuch war schon zur Stelle.

Und auch das saubere Häuschen der Frau Leroux. Hansjörg hatte im Sinnen und Denken den beträchtlichen Heimweg zurückgelegt, klinkte die Stubentür auf und trat ein. Dabei stieß ihm wieder einmal der Herr Ober ins Genick — das richtige Servieren muß ganz lautlos vor sich gehen — und seine schweren Stiefel knarrien kaum, als er die Schwelle überschritt. Ein behagliche Wärme schlug ihm aus der halbdunklen Stube entgegen, im Ofen knisterte und prasselte das dicke Holz. Hansjörg rth ein Schweißholz an, entzündete die Lampe und blies erkaut, betrossen stehen. Er war nicht allein.

Das breite Fenster ging auf den Garten und der Schnee vor den Scheiben gab ein saßles, unbestimmtes Dämmerlicht an die hohe Fensterbank ab. Und in diesem saßlen Halblicht sah der Gefreite eine kleine zierliche Gestalt stehen, Jeanne Leroux, das Töchterchen der Wirtin. Sie drückte das Näschchen gegen die Scheiben und sah wie entrückt auf das Buch in ihren Händen, auf die bunten Bilder, die ihr eine ganze Märchenwelt vorzauberten. Ihre schwarzen Augen leuchteten, ein glücklicher Seufzer hob die schmale Brust.

Der Eintritt des Gefreiten war ganz spurlos an ihr vorübergegangen; erst die plötzliche Delle weckte sie aus ihrem Träumen. Mit leisem Aufschrei und ängstlich versogenem Munde blühte sie den „Deutschen“ an. Was würde er sagen? Was tun, um sie zu strafen? Die Mutter hatte ihr stets so bange vor „ihnen“ gemacht!

Der Deutsche sagte vorerst nicht viel. Er trug die Lampe vorsichtig zum runden Tische, dann nahm er die kleine Jeanne auf den Arm, strich über ihr dunkles Haar, bettete ihr Köpfchen an seine Brust. Es war ihm, als dürfe er nicht zuviel, als dürfe er nicht zu laut reden, sollte ihm das holde Bild nicht wieder entschwinden, von dem er so oft geträumt. Ein behagliches Feuer, helle Kinderaugen und bunte Märchen. Schweigend setzte er das Kind in den bequemsten Sessel, schweigend legte er das Buch wieder in seine Hände zurück. Dann holte er tief Atem, deutete auf die bunten Bilder und fragte flüsternd:

„Soll ich erzählen?“

„Ach!“ Jeanne hatte alle Furcht verloren und klatschte vor Freude in die Hände. „Ja, erzählen, erzählen!“

Und Hansjörg erzählte. Was verschlug es ihm, daß er mit „Il était une fois“ beginnen mußte, statt mit „Es war einmal“, was verschlug es ihm, daß Jeanne schon alle Märchen zu kennen vorgab — im Vdraut (Französischer Märchendichter und Sammler) stünden sie alle, alle —, was verschlug es ihm, daß sie eigenhändig darauf bestand, den Prinzen Wunderhold „Prince Charmant“ zu nennen. Er war selig. Das kleine, niedrige Stübchen verschwand vor seinen Augen, dehnte sich aus zum weiten, behaglichen Raum. Jeanne's Haare färbten sich blond, wie der Flachs auf heimischen Feldern, ihre Augen tiefsblau, geheimnisvoll wie Märchenseen. Ihm selbst, dem Gefreiten Johann Georg Sorge, strich eine gütige Fee über Kleider und Schuhwerk; der selbstgekauft Rock wurde zur bequemen Hausjoppe, die hohen Stiefel zu weichen und warmen Schuhen.

So sah der Hansjörg und erzählte dem Keinen, wessens- und artfremden, hochaufhorhenden Mädchen. Längst schon hatte Jeanne ihren erhabenen Sitz aufgegeben und sich weich in die starken Arme des „Deutschen“ gebettet. Als Mutter Leroux fruchtlos das ganze Haus nach der Keinen durchsucht hatte, kam sie gelangt auch in die Stube des Gefreiten. Aber Jeanne war nicht mehr von dem neuen Freunde zu trennen. Sie weinte, sie bettelte und Hansjörg vertauschte nur zu gerne seine einsame Stube gegen das lobende Herdfeuer in der Küche.

Dort fanden ihn die Kameraden, die ihn zu Punsch, zu Bleigießen und zum „Blick in die Zukunft“ holen wollten. Sie erwehnten eine freundliche, aber bestimmte Absage. Punsch trinken — mein Gott, der Herr Ober war im Punkte der Getränke verrottet! Und der Blick in die Zukunft lockte ihn wenig. Den hatte es

schon vorher in seinem nebeligen Stübchen getan, als ein paar gläubige Kinderaugen zu ihm aufstiegen und ein kleines Herz warm an dem seinen schlug.

Vermischtes.

* **Nid Carters Ende.** Nid Carter ist tot. Er und seine Sippe sind als Opfer des Weltkrieges gestorben. Freilich sind sie nicht auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges gefallen, sondern in ihrer Heimat, in den Vereinigten Staaten. Die in New York erscheinende „Tribune“ widmet ihnen einen wehmütig-humoristischen Nachruf, aus dem das Drum und Dran des Todes dieser Schundromanhelden zu erhellen ist: der Verfasser eines Nid-Carter-Romans sibt eines Abends an seinem Schreibtische an der soundsovielten Fortsetzung; versteht sich, daß er gerade bei einem spannenden Höhepunkte ist: „Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Dad schleuderte das Mädchen zur Seite und erwartete mit sorgfältigen Augen das Herannahen der Hande, in jeder Hand einen gespannten Revolver. Zwei Schüsse unterbrachen die Stille der Nacht...“ In diesem Augenblicke läutete der Fernsprecher; der Verleger unterbricht die spannende Handlung und befiehlt: „Sofort den Roman zu Ende bringen, das Papier ist wieder um 10 v. H. gestiegen. Neuzähler Umfang: 100 Seiten.“ Der Verfasser begreift sogleich, worum es sich handelt, schafft auf wenigen Seiten die noch übriggebliebenen Scharren aus der Welt, sät das Liebespaar glücklich zusammen, schreibt darunter das Wort Ende und schießt sich nach einer anderen Beschäftigung um. So ist es vielen von der Sippe Nid Carters gegangen: von dem Augenblicke an, wo der Papierpreis eine gewisse Höhe überstieg, waren die Nid-Carter-Romane nicht mehr wirtschaftlich, und es gibt nur noch wenige amerikanische Verleger, die mit dem Herausbringen solcher Schundromane fortsetzen können, weil sie auf Grund langfristiger Verträge noch billiges Papier bekommen.

* Ein französisches Brevier zur Erhaltung der Kriegslimmung. Trotz der optimistischen Versicherungen der Pariser Presse vermögen doch die Blätter selbst nicht zu leugnen, daß die Stimmung der französischen Bevölkerung nicht mehr sehr gesellig ist, weswegen man kein Aufpulverungsmittel scheut. Besonders die jüngsten Einschränkungen und die Preiserhöhungen haben die Laune der Zivilbevölkerung erheblich verschlechtert. Während die Pariser sich früher über die Einschränkungen in Deutschland lustig machten, sind sie heute bereits ziemlich verbittert, da sie selbst von Tag zu Tag ihre Lebenshaltung mehr einengen müssen. So erziehen denn, wie einer Mitteilung des „Deuvre“ zu entnehmen ist, nunmehr unter dem Titel „Die Kunst, mit wenig glücklich zu sein“, ein aus Zitate berühmter Schriftsteller und Philosophen zusammengesetztes Buch, mit dem die französische Regierung auf, wie man aus einigen Beispielen ersehen kann, ziemlich naive Weise die Stimmung zu bessern hofft. So lesen wir den Behrtrag: „Seien wir glücklich, indem wir daran denken, daß ein Unglück niemals so schlimm ist, wie man es sich vorstellt.“ An einer anderen Stelle heißt es: „Das beste Mittel gegen den Wind besteht darin, seine Fenster fest zu verschließen.“ Oder: „Der Mensch soll so viel innere Werte haben, daß die äußeren Umstände ihm gleichgültig sind.“ Um das Publikum wegen der Beleuchtungsschwierigkeiten zu trösten, wird in diesem sonderbaren „Stimmungsbuch“ schließlich auch der Satz von Taylor zitiert: „Wenn ich in die Hände von Räubern gefallen bin und meiner Habe beraubt wurde, was schadet dies? Sie haben mir doch die Sonne und den Mond gelassen!“ ... „Deuvre“ meint, daß demnach kein Pariser das Recht habe, sich über den Kohlenmangel zu beklagen, da die Regierung ja bisher noch nicht die Absicht ausgesprochen habe, Sonne und Mond zu requirieren.

* **Der verliebte Tommy.** Ein englischer Soldat, so erzählt der „Gaulois“, der soeben von einer schweren Wunde geheilt worden war und noch als erholungsbedürftiger Rekonvaleszent behandelt wurde, fühlte sich in dem französischen Lazarett, wo man ihn untergebracht hatte, plötzlich von einer unwiderstehlichen nervösen Sehnsucht nach seiner Heimat, seiner Familie und seiner Wohnung erfaßt. Darum reichte er ein Gesuch um einen Urlaub von acht Tagen ein. Hierauf ließ der Oberst, der das betreffende Rekonvaleszentenlager befehligte, den Soldaten kommen. Der durch sein finstres Aussehen und seine Barockheit bekannte Vorgesetzte brummte in strahlendem Tone: „Können Sie, bei Ihrem Zustande, nicht noch einige Tage warten? Was soll diese überflüssige Eile?“ „Aber, Herr Oberst“, erwiderte der Rekonvaleszent, „bedenken Sie, daß nunmehr bereits ein volles Jahr vergangen ist, seit ich meine Frau zum letzten Male gesehen habe.“ „Nun, und?“ entgegnete der Oberst. „Es sind schon mehr als zwei Jahre vergangen, seit ich meine Gattin gesehen habe.“ „Das mag Ihnen wohl gleichgültig sein“, erwiderte der Tommy in einem nicht gerade höflichen Tone der Ueberzeugung, „aber der Unterschied ist der, daß ich meine Frau liebe!“ Diesem Argument konnte der Oberst nicht widerstehen, und das Urlaubsgesuch wurde bewilligt.

Büchertisch.

— **Pascha und Odalste.** Orientalische Novellen von Rudolf Heubner. Gebunden M. 3,50. Gebunden M. 5,—. Verlag Bretzlein & Co., G. m. b. H., Leipzig. — Ein Buch von Rudolf

Heubner bedeutet stets ein Geschenk. Das wird jeder Kenner seines meisterlichen Erzählungskunst auch bei diesem neuen Novellenbande wieder empfinden. In diesen Novellen erweckt Heubner, der das farbenreiche Leben des Orients aus eigener Anschauung kennt, die Welt mit ihrer starken Kraft und ihrer heiteren Genussfreudigkeit zu realistischem Leben. Gleich liebevoll ist die Behandlung von Landschaft und Menschen, der Sprache rauschenden Lebens voll. Diese künstlerisch abgerundete, psychologisch vertiefte Arbeit wird viel zum Verstehen der Seele des Orients beitragen.

— **Stilmwandlungen und Irrungen in den angewandten Künsten.** Von Karl D. Hartmann. Preis 2 M. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin. — Die vorliegenden Ausführungen sollen nicht nur den Künstlern und Kunstlehrern, sondern auch den Gebildeten aller Stände Anlaß geben, die tatsächlichen Verhältnisse und Zustände im Kunstleben der Gegenwart mit prüfendem Auge zu überschauen und auf Grund eigenen Urteils die aus ihnen sich ergebenden Folgerungen zu ziehen. Im Hinblick auf die ins Auge gefaßten hohen nationalen Ziele dürfen die in knappem Rahmen gehaltenen Darlegungen wohl in weiten Kreisen auf Beachtung und Würdigung rechnen.

— **Ruth.** Roman von Ferdinand Künzelmann. First-Bücherei. 2. Band. First-Verlag, Stuttgart. M. 1,20 gebd. — Thema: Judentum und Christentum in der Moderne. Der bereits bekannte Schriftsteller hat mit der „Ruth“ — oder „Judenbraut“, wie er sie anfänglich taufen wollte — eine kulturelle Arbeit angehebt, an der sich Juden und Christen in gleicher Weise von Herzen freuen dürfen. Man darf den weiteren Bänden der „First-Bücherei“, die in den beiden ersten Bänden sehr Gutes geboten hat, mit Interesse entgegensehen.

— **Wie spart man bei Hausbau die Hälfte der Maurerkosten?** Der Stampfbau, Deutschlands volkstümlichste Baumeiße für Wohnhaus- und Zweckbauten. Mit über 100 Abbildungen herausgegeben von M. Baur, Kgl. Baugewerkschul-Oberlehrer und Kulturingenieur. Preis M. 1,80, gebunden M. 2,50. (Porto 20 Pfg.) Heimkultur-Verlagsgesellschaft m. beschr. H. Wiesbaden.

— **Der Türmer (Kriegsausgabe).** Herausgeber: J. E. Febr. v. Grothuß. Vierteljährlich (6 Hefte) 4 M. 50 Pfg., Einzelheft 80 Pfg. Probeheft portofrei (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). — Aus dem Inhalte des ersten Januarheftes: Die Einsamen. Ballade von Bories, Freiherrn von Münchhausen. — Von unserem Volkes Schulmeistern. Von Karl Röbel. — In der Glockenstube. Von Dietrich Spedmann. — Eine gefährliche Braut für den deutschen Michel. Von Professor Dr. Karl Franke. — Mißfreude. Betrachtungen von Heinrich Schöff. — Napoleon I. und Polen. — Wechsel auf zu lange Sicht. — Rußland und Serbien. — Die Handelsbeziehungen Polens. Von G. Vuesz. — Der französische Wimpelzug. Von G. Dumstrey. — Aus Tolstois Liebesleben. — Kalender und Jahrbücher. Von R. St. — Meier-Graefe geht um. Von Karl Stord. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeitragen. — Notizenbeilage.

Wiener Hausfrauen-Verein.

An die Hausfrauen richten wir die dringende Mahnung, mit den Kartoffeln sparsam umzugehen und nicht mehr zu verbrauchen, als die nach der letzten Verordnung vorgeschriebene Menge von 1/4 Pfund pro Tag und Kopf. Die Beibehaltung auf 1/4 Pfund ist nicht eine willkürliche, sondern dringend notwendige Maßnahme. Gute dicke Suppen helfen Kartoffeln sparen.

Wochen-Mähenzettel.

Sonntag: Würfelsuppe, Kalbswaten, Schafreeseisalat¹⁾, Salzkartoffeln.

Montag: Graupensuppe mit Muscheln²⁾, Schwarzwurzel in Kartoffelrand.

Dienstag: Gemüsesuppe, Apfelschnecken³⁾.

Mittwoch: Brotsuppe, Weißkrautbratlinge⁴⁾, holländische Tunkte, Pellkartoffeln.

Donnerstag: Haferjude, Gelbe Nüben mit Erbsen und Schavennüßchen, Salzkartoffeln.

Freitag: Buttermilchsuppe, Bratkartoffeln, Porreeisalat.

Samstag: Jägerjuppe⁵⁾, Mehlöße, eingemachte Heidelbeeren.

Kochvorschriften: ¹⁾ Deutsche Hausfrau Nr. 5. ²⁾ Wochenküchenzettel 30. Dezember 1915. ³⁾ Der Teig der Apfelschnecken kann mit Buttermilch gemacht werden; in Ermangelung von Dese nimmt man Backpulver. ⁴⁾ Wochenküchenzettel 12. Februar 1916. ⁵⁾ Wochenküchenzettel 19. Februar 1916.

Charade.

Waschfrauen brauchen ein-zwei, die drei ist das Loß der Gefangenen; Aber das Ganze spricht aus, wie alles Irdische ist.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Arithmogryphs in voriger Nummer: Ebro, Nobe, Ober.

Schriftleitung: Fr. H. Jenz. — Zwillingrunddruck und Verlag der Verh'schen Universitäts-Buch- und Steindruckerei. R. Lange, Wiefen.